

Albert M. Debrunner

Kopfsteinpflaster und Asphalt

Literatur in Basel zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Vortrag an der Jahrestagung der Robert Walser-Gesellschaft – Basel, 16. Juni 2002

Meine Damen und Herren,

Wenn Sie einen Zürcher fragen, was ihm zu Basel einfällt, wird er vermutlich antworten: die Fasnacht und die chemische Industrie. Damit ist eigentlich schon ausgesprochen, wovon mein Vortrag handelt. Das Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Moderne ist bis heute *das* prägende Moment im kulturellen Leben unserer Stadt. Ihm verdankt Basel zu einem grossen Teil seine problematische Identität. Spürbar wurde dieses Spannungsverhältnis Anfang des 20. Jahrhunderts, als auch dem Letzten klar wurde, dass eine neue Zeit angebrochen war.

Zur Illustration des Gesagten möchte ich Ihnen ein Bild des Basler Künstlers Karl Hindenlang zeigen.

((Folie Bild Hindenlang))

Hindenlangs expressionistisches Ölgemälde «Die Stadt» widerspiegelt den Eindruck, den Basel nach der Jahrhundertwende auf einen künstlerisch sensiblen Menschen machen musste. Dargestellt ist eine Spaltung. Nur durch dünne Telefondrähte werden die beiden Bildhälften zusammen gehalten, deren linke die Stadt der Bürger, also das alte Basel mit Münster und Patrizierhäusern darstellt, während auf der rechten Seite die Stadt der Arbeiter, das neue Basel der Industrieanlagen und Proletarierquartiere zu sehen ist. Beide Welten werden durch allegorische Figuren im Vordergrund verkörpert. Es ist kein friedliches Nebeneinander, was man da vor sich hat, im Gegenteil: Die rechte Bildhälfte schiebt sich bedrohlich über die linke, Bürger und Arbeiter machen beide die Faust im Sack, finster schaut letzterer ersteren an, der sich vorerst noch selbstbewusst gibt, derweil das Paar im Hintergrund nicht zu ahnen scheint, welche Spannung in der Luft liegt.

Wie kam es zu der von Karl Hindenlang so genau erfassten Situation? Der gesellschaftliche Prozess, der das Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Moderne zur Folge hatte, war zumindest in West- und Mitteleuropa ein allgemeiner. Ausgelöst wurde er durch die seit Mitte des 19. Jahrhunderts rasant fortschreitende Industrialisierung der Arbeitswelt, mit der die Urbanisierung vorher ländlicher Ortschaften und das geradezu explosionsartige Wachstum einzelner Städte einherging. Die Einwohnerzahl von Berlin zum Beispiel stieg von 657'000 im Jahr 1865 auf über zwei Millionen im Jahr 1910. Zählt man die damals noch nicht eingemeindeten, aber mit der Stadt zusammengewachsenen Vororte hinzu, so kommt man auf fast vier Millionen. Die gewaltigen sozialen und ökonomischen Veränderungen wirkten sich auch kulturell aus. In Musik, Kunst und Literatur wurden ganz neue Formen entwickelt und Themen aufgegriffen, die bisher kaum Gegenstand künstlerischer Gestaltung waren. So empfand die französische Öffentlichkeit Gustave Courbets 1849 entstandenes Bild «Die Steinklopfer» als schockierend, da es die Mühen der Arbeit auf vollkommen unsentimentale Weise darstellte. Und selbst über vierzig Jahre später löste Gerhart Hauptmanns Drama «Die Weber» in Deutschland immer noch einen Skandal aus, weil der Autor es wagte, das bürgerliche Publikum auf der Bühne mit dem Elend des Proletariats zu konfrontieren. Was da in Paris, Berlin und anderen Grossstädten entstand, wird heute als Moderne bezeichnet, und es zog junge Künstler, Musiker und Literaten aus der Provinz magisch an. Als Robert Walser 1905 nach Berlin zog, war er lediglich einer von Hunderten, wenn nicht Tausenden, die hofften, dort Anschluss an die moderne Kunst- und Literaturszene zu finden.

Vergleicht man die Bevölkerungsentwicklung Basels mit der Berlins, lassen sich deutliche Parallelen feststellen. Auch in Basel nahm die Einwohnerzahl in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dramatisch zu. 1847 lebten 25'787 Personen am Rheinknie, um 1900 waren es bereits 109'161. Wie in Berlin hatte sich bis zur Jahrhundertwende die Zahl der Einwohner vervierfacht. Die Gründe hierfür waren die gleichen. Die Industrialisierung war nur mit zusätzlichen Arbeitskräften zu leisten, deren Zuzug die veränderten politischen Verhältnisse begünstigten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde es Ortsfremden noch sehr schwer gemacht, sich in Basel niederzulassen und ihren Beruf auszuüben. 1895 war dies für den jungen Robert Walser überhaupt kein Problem mehr. Seiner Anstellung bei der Firma Speyr & Co. stand von Seiten der Behörden nichts entgegen. Die Stadt wuchs und Arbeit gab es für qualifizierte Angestellte genug. Um für die Neuzuzüger Platz zu schaffen, wurden ausserhalb der alten Stadtgrenzen – die Stadtmauern waren in den sechziger Jahren geschleift worden – ganze Quartiere hochgezogen, deren Architektur sich an der deutscher Grossstädte orientierte. Dennoch verlief die kulturelle Entwicklung Basels viel zögerlicher als die Frankfurts oder Berlins. Dies hat vor allem mit der geringeren Grösse der Stadt zu tun, aber auch mit deren starker historischer Verwurzelung. Berlin ist im Vergleich zu Basel eine junge Stadt. Ende des 19. Jahrhunderts strebte sie ihrem kulturellen Zenit zu, während Basel diesen schon hinter sich hatte, als Berlin erst gegründet wurde. In Sachen Kultur zehrte Basel ganz von der Vergangenheit. Robert Walser wird das nicht behagt haben. Er verliess die Stadt bald wieder. Sie wird ihm zu klein und zu alt vorgekommen sein. Das kannte er schon von daheim. Berlin dagegen war gross und neu, dort war noch ein Aufbruch möglich. Robert Walsers Altersgenosse Hermann Hesse hingegen hat gerade Basels Geschichtlichkeit geschätzt. Hesse, dessen 125. Geburtstag zur Zeit Anlass diverser Ausstellungen und Veranstaltungen ist, hat nach eigenem Bekunden einige der glücklichsten Jahre seines Lebens in Basel verbracht. Basel war seine Kinderheimat und der Ort, wo er zum Schriftsteller wurde. Über seine erste Basler Zeit schrieb Hesse rückblickend:

Meine Beziehungen zu Basel sind so alt wie ich und noch älter, denn nicht nur mein Vater stand im Dienst der Basler Mission, sondern auch schon der Vater meiner Mutter [...]. [...] meine Mutter [...] war in Gundeldingen bei Basel erzogen worden und sprach Baseldeutsch so gut wie Englisch oder Malayam. Ihr jüngster Bruder war mit einer Baslerin verheiratet. Und ausser und über all dem war die Basler Mission und ihre oberste Behörde, die «Committee», eine beherrschende und täglich genannte Macht im Leben der Eltern und Grosseltern. Ich wusste also von Basel und hatte eine Vorstellung von ihm, noch ehe ich selber, im Alter von annähernd vier Jahren, es zum erstenmal sah. Damals wurde nämlich mein Vater nach Basel versetzt, als Lehrer am Missionshaus, und wir Kinder freuten uns über den Wechsel nicht nur, weil es ein Wechsel war und eine Reise bedeutete, sondern wir hatten von Basel eine prächtige und verlockende Vorstellung, denn man hatte uns nicht bloss von der Mission und dem Missionshaus erzählt, sondern auch vom Rhein und den Brücken, der schönen, alten Stadt, dem Münster und dem Lällenkönig, und viele dieser Merkwürdigkeiten kannten wir schon aus Abbildungen. Von 1881 bis 1886 lebten wir dann in Basel und wohnten am Müllerweg, dem Spalenring gegenüber [...]. Allmählich lernte ich, namentlich auf Sonntagsspaziergängen mit meinem Vater, auch die innere Stadt näher kennen, den Rhein mit der Fähre beim Blumenrain und den Brücken, das Münster und die Pfalz, den Kreuzgang, das historische Museum, das damals über dem Kreuzgang untergebracht war. Und von den Eindrücken, die mir das damalige Kunstmuseum bei einigen Besuchen unter der Führung meines Vaters gab, fand ich einige noch vollkommen lebendig, als ich zwölf oder mehr Jahre später wieder nach Basel zurückkehrte; zu diesen Eindrücken gehörten Böcklins Fresken im Treppenhaus, Holbeins Familienbild und der tote Christus, Feuerbachs Aretino und die Kinderidylle und das Bild von Zünd mit dem Kornfeld, das ich als Knabe besonders liebte. [...] Als ich gerade neun Jahre alt war, musste ich Basel wieder verlassen; mein Vater war zurück ins

Schwabenland berufen worden, wir Kinder mussten uns an neue Schulen gewöhnen und das Baseldeutsch wieder verlernen. Die Beziehungen zu Basel freilich blieben, und Besuche aus Basel waren sehr oft bei uns. Doch sah ich die Stadt, mit Ausnahme eines kurzen Ferienaufenthaltes, erst als Erwachsener wieder.¹

Hesses Bild der Stadt Basel ist das, welches sich dem Auge darbietet, wenn man von der Kleinbasler Anlegestelle der erwähnten «Fähre am Blumenrain», der St.-Johannsfähre, rheinaufwärts schaut.

((Folie Blick rheinaufwärts))

Dieses Bild, das von Basel Tourismus bis heute für Werbezwecke verwendet wird, zeigt Basel als Stadt der Vergangenheit: Das Gewirr mittelalterlicher Gassen wird von der Martinskirche und dem Münster überragt. Die neueren Gebäude fügen sich in diese altehrwürdige Szenerie mehr oder weniger harmonisch ein. In der Bildmitte ist das Museum an der Augustinergasse zu erkennen, das zu Hesses Zeiten auch die städtische Kunstsammlung beherbergte. Ein in jeder Hinsicht museales Basel also, das wir da vor uns haben. Genau dies aber hat der junge Hesse geschätzt und gesucht. Der Blick von der Johanniterfähre rheinabwärts sah um die Jahrhundertwende so aus:

((Folie Blick rheinabwärts))

Das moderne Basel wollte Hesse aber nicht sehen. Ihn interessierte die linke Hälfte von Hindenlangs Bild.

((Folie Bild Hindenlang nochmals auflegen))

Bilder und alte Bauwerke waren es auch, die Hesse während seiner zweiten Basler Zeit besonders anzogen:

Von Tübingen kam ich, zweiundzwanzigjährig, im Herbst 1899 nach Basel, und dort geriet ich in ein ernsthaftes, lebendiges Verhältnis zur bildenden Kunst: während meine Tübinger Zeit, soweit sie mir gehörte, ausschliesslich literarischen und intellektuellen Eroberungen gewidmet gewesen war, vor allem der berauschten oder besessenen Beschäftigung mit Goethe und dann mit Nietzsche, ging mir in Basel auch das Auge auf, ich wurde ein aufmerksamer und bald auch wissender Betrachter von Architekturen und Kunstwerken.²

Hesse wollte bald einmal nicht mehr bloss Betrachter, sondern Bewohner des Stadtbildes sein, das er so bewunderte:

Der kleine Kreis von Menschen in Basel, der mich damals aufnahm, war ganz durchtränkt vom Einfluss Jacob Burckhardts, der erst vor kurzem gestorben war, und der dann in der zweiten Hälfte meines Lebens allmählich jene Stelle einnehmen sollte, welche vorher Nietzsche gehört hatte. Während meiner Basler Jahre machte ich denn auch zum erstenmal den Versuch, geschmackvoll und würdig zu wohnen, indem ich mir ein

¹Hesse, Hermann: Basler Erinnerungen. In: Ders.: Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, S. 614ff.

²Hesse, Hermann: Beim Einzug in ein neues Haus. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 10. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 138.

originelles hübsches Zimmer in einem Altbasler Hause mietete, ein Zimmer mit grossem altem Kachelofen, ein Zimmer mit Vergangenheit.³

Basel bedeutete für Hesse die Möglichkeit, in der Geschichte heimisch zu werden. Hier wandte er sich ab von Nietzsche, dessen Denken für die moderne Dichtung wegweisend war, und hin zu Burckhardt, dem Hausheiligen aller Kulturkonservativen. Das Haus «Zum Sausewind», wo Hesse sich sein «Zimmer mit Vergangenheit» mietete, befindet sich an der St. Alban-Vorstadt, wo auch Jakob Burckhardt gelebt hat, den der junge Hesse sich in seiner Basler Zeit zum neuen Leitstern erwählte.

Trotz seiner Bekehrung zum Burckhardtschen Denken pflegte Hesse den modischen Gestus des Bohémiens noch eine Weile weiter, dichtete spätromantische Verse und veröffentlichte im Verlag der Reichschen Buchhandlung in Basel, bei der angestellt war, die «Hinterlassenen Schriften des Hermann Lauscher». Mit diesen hatte er seinen ersten nennenswerten Erfolg. Als freier Schriftsteller konnte er sich allerdings erst betätigen, nachdem er 1903 einen Verlagsvertrag mit S. Fischer in Berlin abgeschlossen hatte. Bei S. Fischer erschien im Jahr darauf Hesses Roman «Peter Camenzind», mit dem er den literarischen Durchbruch schaffte. Es ist bezeichnend, dass Hesse den Durchbruch gerade nicht dem in Basel publizierten «Hermann Lauscher» zu verdanken hatte, sondern dem in Berlin veröffentlichten «Peter Camenzind». Letzteren hatte er zwar schon in Arbeit, als er in dem «Zimmer mit Vergangenheit» wohnte, doch fertig geschrieben hat er ihn in einer Wohnung in einem der neuen, ausserhalb der ehemaligen Stadtmauer hochgezogenen Quartiere. Die Geschichte hatte sich nämlich als ungemütlicher und lärmiger Ort erwiesen:

[...] das Zimmer war wunderschön, aber es wurde niemals warm, obwohl der alte Ofen grosse Mengen Holz verschlang, und unter seinen Fenstern fuhren durch die scheinbar so ruhige Gasse morgens von drei Uhr an die Milch- und Marktwagen vom Albantor her über das Steinpflaster mit einem Höllenlärm und raubten mir den Schlaf; geschlagen floh ich nach einiger Zeit aus dem schönen Zimmer in eine moderne Vorstadt.⁴

Hesse hatte folglich nicht dem Kopfsteinpflaster, sondern in doppelter Hinsicht dem Asphalt seinen Durchbruch als Autor zu verdanken. Erst die asphaltierten Strassen der neugebauten Aussenquartiere liessen ihn die Ruhe zum ungestörten Arbeiten finden. Asphaltliteraten schimpfte man einst diejenigen Schriftsteller, die im Milieu der Grosstadt gediehen und aus ihm ihre Themen bezogen, und die Hauptstadt der Asphaltliteratur war Berlin, die Stadt, die Hesse, wenn auch indirekt, ein Dichterleben ermöglichte, wie es ihm in Basel wohl stets verwehrt geblieben wäre.

Hesse war indes kein Asphaltliterat und wollte auch keiner sein. Sein Literaturverständnis blieb letztlich stets dem 19. Jahrhundert verhaftet. Sein in Basel entstandener Romanerstling «Peter Camenzind» steht denn auch ganz in der Tradition des deutschen Bildungsromans und lehnt sich explizit an Gottfried Kellers «Grünen Heinrich» an. Peter Camenzind bezeichnet sich einmal als «grüner Peter». Der Bauernsohn Peter Camenzind findet nach langen Wanderjahren, die ihn auch nach Italien, dem Sehnsuchtsland der deutschen Klassik, führen und während derer er zum Dichter wird, zurück in sein Heimatdorf in den Schweizer Bergen, wo er sich zu einem einfachen Leben als Gastwirt entscheidet. Als Hesses Roman 1904 erschien, wird sein Protagonist Peter Camenzind nicht wenige Leserinnen und Leser an einen damals sehr populären Schweizer Schriftsteller erinnern haben, der ebenfalls Dichter und Gastwirt war. Ernst Zahn war 1901 mit seinem Roman «Albin Indergand» der literarische Durchbruch gelungen. Zahn führte zu der Zeit den väterlichen Gasthof in Göschenen, wo auch sein Roman spielt. «Albin Indergand» ist ein typischer Heimatroman,

³Ebd.

⁴Ebd.

der auf dem deutschen Markt reissenden Absatz fand. Das Bedürfnis des städtischen Publikums nach literarisch gestalteten ländlichen Gegenwelten war enorm. Davon profitierten auch Autoren wie Alfred Hugenberg und J.C. Heer, der ebenfalls Sohn eines Gastwirts war, diesen Beruf selber aber nicht ausübte. Hesse profitierte also von einer Mode, obschon sein «Peter Camenzind» sich qualitativ von den Werken Zahns oder Heers abhebt, dies nicht zuletzt wegen seiner Orientierung an Keller.

Hesse ermöglichte der Erfolg seines Erstlings die Flucht aus der sich dramatisch verändernden Stadt. Der frisch vermählte Hesse zog mit seiner Frau Mia Bernoulli, einer Baslerin, in ein altes Bauernhaus im badischen Gaienhofen am Untersee. Von dort schrieb er an Stefan Zweig: «Es lebe Peter Camenzind! Ohne den hätte ich nicht heiraten und nicht hierherziehen können.»⁵ Als alter Mann hat Hesse seiner Jugendfreundin Elisabeth La Roche gegenüber «die Zerstörung der alten Gassen und Quartiere» Basels beklagt. Deshalb sei er später nicht wieder nach Basel zurückgekehrt. «Ich mochte mir das Bild der Stadt, wie ich sie kannte, nicht verderben.»⁶

Ich möchte Ihnen anhand des Fischmarkts zeigen, wie sehr sich das alte Basel um die Jahrhundertwende wandelte, um einen Euphemismus zu gebrauchen. Die obere Abbildung zeigt den Fischmarkt vor dem Bau der Börse. Am rechten Bildrand können Sie das Wirtshausschild des «Helms» erkennen. Der «Helm» war ein Stammlokal des jungen Hesse. Der «Helm» erscheint in Hesses Roman «Der Steppenwolf» als «Stahlhelm». Die alte Beiz wurde also der Spitzhacke zum Trotz literarisch verewigt.

((Folie Fischmarkt vorher/nachher))

Ein Jahr nach Hesses «Peter Camenzind» erschien bei S. Fischer in Berlin ein anderer Erstling aus Basel. Der Roman handelt von dem Schuhmachermeister Jonas Schatten, der nach langen «Irrfahrten», so der Titel, heimfindet. Der Autor hatte selber das Schuhmacherhandwerk gelernt und war 1899, im selben Jahr als Hesse nach Basel kam, in seine Heimat zurückgekehrt, um dort wie dieser seinen Beruf auszuüben. Die Rede ist von Jakob Schaffner. Ein deutscher Kritiker schrieb nach dem Erscheinen seines Erstlings über ihn:

Jakob Schaffner, das ist ein neuer Name, aber es ist sehr wahrscheinlich, dass er bald von vielen gekannt und von vielen geehrt sein wird. Er stammt aus dem Südwesten Deutschlands, ein Nachbar von Emil Strauss und Hermann Hesse, und auch von Seldwyla nicht weit entfernt.⁷

Tatsächlich gleicht Schaffners Roman «Irrfahrten» thematisch und formal Hesses «Peter Camenzind», auch wenn der Autor kein Süddeutscher, sondern Schweizer war. Wie «Peter Camenzind» stehen die «Irrfahrten» in der Tradition des deutschen Bildungsromans und lehnen sich an Kellers «Grünen Heinrich» an. Ein wesentlicher Unterschied ist indes im Milieu auszumachen, in dem der Roman spielt. Nicht ein Künstler, sondern ein Handwerker begibt sich in Schaffners Roman auf Wanderschaft. Schaffners Held gehört der Arbeitswelt an, allerdings noch nicht der industriellen. Jonas Schatten ist in den alten Gassen zuhause. Das Klopfen seines Schusterhammers findet im Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster seinen Widerhall.

Jakob Schaffner wurde 1875 in Basel geboren, wo er auch seine frühe Kindheit verbrachte. Nach leidvollen Jahren in der Erziehungsanstalt Beuggen kam er als Fünfzehnjähriger

⁵Hermann Hesse an Stefan Zweig, Gaienhofen, 11.9.1904. Zitiert nach: Ders.: Gesammelte Briefe. Bd. 1. Frankfurt am Main 1973, S. 126.

⁶Hesse, Hermann: Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Bd. 2. Frankfurt am Main 1985, S. 621.

⁷Zitiert nach: Bernoulli, Carl Albrecht: Ein Schuhmacher und Poet dazu. In: Der Samstag, Nr. 19, 6. Mai 1905, S. 300

wieder in diese Stadt, um eine Lehrstelle anzutreten. Schaffner war daher mit Basel und der kleinbürgerlichen Welt der dort ansässigen Handwerker bestens vertraut. Dass es sich dabei nicht um eine Spitzwegidylle handelte, musste er schmerzhafter erfahren als Hesse, der lediglich durch den Lärm aus der Altstadt vertrieben wurde. Schaffner hielt die Enge nicht lange aus. 1893 ging er für sechs Jahre auf die Walz. Bei seiner Rückkehr brachte er einen Erfahrungsschatz mit sich, aus dem er als angehender Schriftsteller von nun an schöpfen konnte. Sein erster Roman «Irrfahrten» ist denn auch ganz stark autobiographisch geprägt. Noch war Schaffner, so der Titel einer zeitgenössischen Rezension der «Irrfahrten», «ein Schuh-Macher und Poet dazu». Carl Albrecht Bernoulli, der Autor dieser Rezension und selbst ein Basler Schriftsteller, beschloss seine Würdigung mit dem Wunsch:

Möge nun vor allem eine einmütige öffentliche Anerkennung diesen jüngsten Schweizer Dichter ermuntern, unserem Basel, das kein geringerer als Hermann Grimm ein modernes Nürnberg genannt hat, zu einem Meister Hans Sachs zu werden.⁸

Bernoullis Wunsch ging nicht in Erfüllung. Schaffner distanzierte sich bald von dem Millieu, das den Schauplatz seines Erstlings abgegeben hatte. Er wird sich missverstanden gefühlt haben, wenn Bernoulli in seiner Rezension der «Irrfahrten» schrieb:

Spitzweg, Karl Spitzweg, der Verklärer des spießbürgerlichen Lebens, – er hat den besten Partien der Schaffner'schen Bücher Gevatter gestanden [...].⁹

1903/04 begann Schaffner mit den Vorarbeiten zu seinem Roman «Konrad Pilater», dessen Protagonist den Schritt vom Handwerker zum Fabrikarbeiter, vom Kopfsteinpflaster auf den Asphalt vollzieht. Schaffner hatte sich also zu dem Zeitpunkt, als Bernoullis Rezension erschien, bereits von dem ihm dort zugewiesenen Spitzweg-Image verabschiedet. Robert Faesi hat dazu treffend bemerkt: «Eisenarbeiter werden, das heisst: Mit dem Zeitgeist, der ja in der Gegenwart durch Technik und Industrie wesentlich mitbestimmt wird, in Berührung treten, heisst mit den Problemen Arbeit und Kapital, Sozialismus, Wirtschaftsleben, Klassenkampf sich auseinandersetzen [...]» Dadurch, dass Schaffner all dies zum Gegenstand seines Schreibens gemacht habe, sei, so Faesi, «die milde Luft aus Gottfried Kellers Welt durch die rauhe Brise aus derjenigen Zolas zerblasen» worden.¹⁰ Guido Calgari, der Schaffner äusserst kritisch gegenüberstand, schrieb über ihn: «Die Eisenbahnzüge, die unweit von seinem Elternhaus vorüberbrausten, aber mehr noch der grosse Rhein, der in Basel nach Norden umbiegt und breit einem unendlichen Horizont entgegenzieht, weckten in ihm schon früh die Sehnsucht nach der weiten Welt, wenn es auch nur die düstere Welt der flammenden Hochöfen war, die sich in den Fluten des Rheins widerspiegelt. [...] Das störrische, krankhaft ehrgeizige Gemüt Jakob Schaffners ist in der von den Alpen bis zur Ostsee reichenden deutschen Welt beheimatet und dem Zeitalter der Technik und des Arbeiterproletariats zugehörig. Der lateinische Mittelmeerraum ist ihm fremd, und darin unterscheidet er sich von vielen schweizerischen Schriftstellern und Dichtern, von C.F. Meyer bis Zahn und Federer.»¹¹

Jakob Schaffner wandte im Gegensatz zu Hesse seinen Blick bewusst rheinabwärts. 1905 veröffentlichte er in Basel eine Prosaskizze, die mit folgenden Worten beginnt:

⁸Ebd.

⁹Ebd.

¹⁰Faesi, Robert: Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung. Zürich u.a.: Amalthea 1922, S. 176f.

¹¹Calgari, Guido: Die vier Literaturen der Schweiz. Olten: Walter 1966, S. 206f.

Ich war etwa einundzwanzig Jahre alt, als ich an der Seite eines älteren Begleiters in einer stürmischen Morgenfrühe ein von der Rheinebene abgezweigtes Seitental hinauf schritt. Den oberen Teil der Talschaft füllte in seiner ganzen Breite ein Eisen- und Aluminium-Werk aus, und in einem Winkel des weit ausgedehnten Betriebes hatten wir zur Förderung unserer Mühsal und nebenher zur Fristung unsres Daseins unsre Arbeitsstelle.

Schaffners Skizze trägt den Titel «Unter stählernen Bestien» und handelt von einem Arbeitstag in einer Fabrik. Das Geschehen gipfelt in einem Streik der Belegschaft. Die Fabrikleitung geht überraschend auf alle Forderungen der Arbeiter ein:

Das ging alles so einfach und glatt von statten, dass wir uns nur wundern mussten und gar nicht daran dachten, uns zu freuen.

Ohnehin, muss der Erzähler gleich darauf feststellen, bestand nur vordergründig Anlass zur Freude:

Und darauf sah ich wieder auf die Herren, die so vornehm und freundlich blickten. Und dann gingen meine Augen weiter und sahen über sie hinweg, durch die Flucht der Säle. Da stand, ganz hinten, die Kreissäge inzwischen der Glut, die sie dort umgab, und starrte zu uns her. Und rings in der Runde lagen die Maschinen, lauernd, regungslos, die milden, unbarmherzigen Stahlglieder lässig ausgestreckt. In den schönen, brutalen Leibern spielte ein verhaltenes Glühen. Wie von allem Anfang, lagen sie da mit dem lüsternen Schimmern der ruchlos graziösen Formen. Aber kein Haupt, kein beseeltes Auge. Nur geköpfte, gemütliche, kalte Bestien. Und deutlicher als je schienen sie zu sagen: «Ihr werdet ewig sein, was ihr im Anbeginn wart: Dumpfe, sorgenvolle, verängstigte Kreaturen, Sklaven, unsere Sklaven.» Vielleicht hatten es die andern gleich: mir tat das rücksichtslose Glühen und Glänzen weh bis ins Gehirn hinein.¹²

Was Schaffner mit seiner Skizze zum Ausdruck bringt, ist das Ausgeliefertsein der Menschen an die Maschinen, die subjektive, wenn auch tierische Züge tragen. Die moderne Welt, so scheint es, dreht die Verhältnisse um: Die Arbeiter sind dem unmenschlichen Produktionsprozess unterworfen, statt ihn nach ihrem Willen gestalten zu können. Die zusätzlichen Rechte, die ihnen die Arbeitgeber einräumen, erweitern ihren Handlungsspielraum in keiner Weise. Deshalb werden sie auch ohne Widerstand gewährt. Der Zwang, den die Arbeitswelt der Moderne auf das Subjekt ausübt, die Entmündigung des Einzelnen durch das Ganze ist Schaffners grosses Thema. Als reifer Mann trat er dann allerdings die Flucht nach vorn an und glaubte im Nationalsozialismus ein Ganzes zu erkennen, dem sich zu unterwerfen Sinn machte. Dass er im Räderwerk des Krieges ein unzeitiges Ende fand, hat ihn davor bewahrt, für seinen Irrglauben gerade stehen zu müssen.

Schaffners Skizze «Unter stählernen Bestien» ist nicht nur vom Thema her, sondern auch sprachlich modern. Die stellenweise krasse Bildhaftigkeit des Texts weist voraus auf die Prosa des Expressionismus, der wenig später in Berlin entstand und den Stil einer ganzen Generation prägte. Schaffner entwickelte sich aber nicht in diese Richtung weiter. Nach seinem heftigen Aufbruch schlug er wieder ein gemässigeres Tempo an. Dass dieses ihm von Anfang an lag, beweisen einige Prosastücke, die gleichzeitig mit der Skizze «Unter stählernen Bestien» entstanden. Bemerkenswert sind vor allem die «Stadtgänge», von denen Schaffner indes nur zwei veröffentlichte. Die «Stadtgänge» sind Vignetten aus dem urbanen

¹²Schaffner, Jakob: Unter stählernen Bestien. In: Der Samstag, Nr. 21, 20. Mai 1905, S. 322–325.

Leben, in Sprache gefasste Eindrücke eines Flaneurs, der sich die Zeit nimmt, genau hinzuschauen. Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen einen dieser kurzen Texte vorlese:

Wurde da neulich in einem Konzertsaal ein Regersches Streichquartett erlebt, tief herausgeholt, unheimlich schöne Musik. Eine Musik, drin das Unhörbare hörbar gemacht und dem Schweigenden Stimme und Ausdruck verliehen ist. Seine eigene Seele hört der Lauscher unterm Dämpfer seufzen und klagen in wunderbar natürlichen, naiven Kinderlauten, und mit leisem Erschrecken erkennt er, dass in den machtvoll ergreifenden Tiefgängen seine heimlichsten Gedanken vom furchtbaren Ernst des Lebens laut geworden sind. Es ist nichts Fremdes in dieser Musik, nichts, was wir nicht als unser Eigentum wiedererkennt; aber auch nichts Gleichgültiges oder Unwesentliches, nichts, das nicht Sprache eines Ewigen wäre. Und wer sich nicht klar wurde über ihr Geheimnis, der empfand es doch; und wer's nicht empfand, sah zuletzt an den Mienen der Zuhörer und Künstler, dass hier etwas Besonderes vor sich ging, und fühlte sich vom Reflex ergriffen, wo ihm das Organ zur direkten Akzeption mangelte.

Im Auditorium herrschte vollständige Stille; es war ein allgemeines Atemanhalten. Und die Künstler erweckten den Eindruck, als litten sie an einem ungeheuren Gram, den sie in seltsam improvisierten Melodien zum Ausdruck brachten. Bleiche, scharfgezeichnete, leidvolle Züge zeigte der vorn links Sitzende. Von seinem Gegenüber sah man nur eine schwarze Haarsträhne überm Instrument; aber was jener durch seine Mienen verriet, das drückte hier der ganze Körper aus, den ein unterdrücktes Schluchzen zu erschüttern schien. Gehaltener im Ausdruck, als stille Teilhaber am allgemeinen Leid, gaben die beiden hinten Sitzenden dem Bild einen ruhigen Abschluss nach der Tiefe.

Und während des ganzen Spiels stand ich unter dem Bann des Gedankens: Jetzt sitzen sie noch einmal beisammen und klagen sich endgültig aus; dann gehen sie nach Hause, jeder seinen Weg, suchen dort einen stillen Winkel – und erschossen sich.¹³

Das Konzert, das auf Jakob Schaffner einen so starken Eindruck machte, fand am Dienstag, den 7. Februar 1905 in Basel statt. Die National-Zeitung berichtete:

Das [...] Quartett von Reger (Op 74, D-moll) bedeutete für die Aufführenden, die HH. Konzertmeister Kötscher, Wittwer, Schaeffer und Treichler eine Riesearbeit, und nicht minder für den Hörer, der willig bestrebt war, das Werk verstehen zu wollen und ihm zu folgen. Es ist viel klarer als die kürzlich gehörte Violinsonate, aber auch so noch stachlicht genug. Namentlich ist es der erste Satz, der einem Verständnis sogar nach mehrmaligem Hören grosse Schwierigkeiten bereitet. Er ist durch und durch modern in seiner ewigen harmonischen Unruhe. [...] Der «Genuss» solcher Musik wird zu einer unerhörten geistigen Anstrengung, nach der man, statt sich gehoben zu fühlen, nur abgespannt und ermüdet ist. Und das ist schliesslich doch nicht der Zweck aller Kunst.¹⁴

Mit Macht war da die Moderne in das Programm der Kammermusiksoirée hereingebrochen, was das Publikum und die Kritik bei allem Wohlwollen und starkem Schlussapplaus überfordert zu haben scheint. Es lag etwas Beunruhigendes, geradezu Tödliches in dieser Musik, die man von einem lange als reaktionär verschrienen Komponisten wie Reger nicht erwartet hätte. Die Basler konnten nicht wissen, dass Reger sich unter anderem von Böcklins Bild «Der geigende Eremit» zu seinem Werk hatte inspirieren lassen. Es hätte sie verwirrt, dass so fremde Geister von einem ihrer vertrauten Hausheiligen heraufbeschworen worden waren.

¹³Schaffner, Jakob: Stadtgänge. 1. In: Der Samstag, Nr. 8, 18. Februar 1905, S. 121f.

¹⁴E.Th.M.: Konzertbericht. In: National-Zeitung, Nr. 35, 10. Februar 1905, Zweites Blatt

Für Jakob Schaffner war «nichts Fremdes in dieser Musik». Er hat sich auf die Modernität von Regers Streichquartett eingelassen. Dies möchte ich auch Ihnen ermöglichen. Hören Sie den Anfang des ersten Satzes von Max Regers Streichquartett in D-Moll.

((Musik abspielen))

Jakob Schaffner hat versucht, seinem Erleben dieser Musik literarische Gestalt zu verleihen. Das Resultat erschien am 15. Februar 1905 in der Basler Wochenschrift «Der Samstag». Dort war eine Woche zuvor ein Gedicht abgedruckt worden, auf das Schaffners Prosastück zu antworten scheint:

Spruch.

Ich mache meinen Gang,
Der führt ein Stückchen weit
Und heim – dann ohne Klang
Und Wort bin ich beiseit.¹⁵

Dieses Gedicht, Sie werden es gewusst oder erraten haben, ist von niemand anderem als Robert Walser. Schaffners kurze Prosastücke im «Samstag», die «Stadtgänge», «Schusterbriefe» und «Skizzen vom Weg», erinnern alle ein bisschen an Walser, zumindest was die Intention anbelangt. Oder könnte nicht auch der junge Walser gesagt haben, was Schaffner im ersten seiner «Schusterbriefe» äussert? Klingt nicht ein wenig Walser'sche Ironie mit an?

Es gibt so viele stille Torheiten und interessante Vorgänge in unsrer Stadt und ihrer Umgebung, die nicht nur von der hohen Kunst, sondern auch von der hohen Reportage übergangen werden. Natürlich, die hohe Kunst kann nicht überall sein und die zünftigen Zeitungen brauchen Sensation. Hier aber soll ja nicht die Redaktion zum Abonnenten, sondern der Mensch zum Menschen sprechen, und da, meine ich, sei auch die Gelegenheit vorhanden, die Reize unsres guten Alltags zur Geltung zu bringen.¹⁶

Ich könnte mir «stille Torheiten und interessante Vorgänge» durchaus als Titel einer Sammlung von Prosastücken Walsers vorstellen. Jedenfalls rückt Schaffners Versuch, den Spaziergang als literarisches Verfahren zu pflegen, sich einen Flaneurstil anzueignen, ihn in die Nähe seines berühmten Kollegen, der wie kaum einer «die Reize des Alltags» zur Geltung gebracht hat.

Walser gehörte mit zu den jungen Autoren, die für den neugegründeten «Samstag» zur Feder griffen und ihm so zu einem anfänglich beträchtlichen Renommee verhalfen. Wählte sich Jakob Schaffner ein Konzert zum Gegenstand eines Beitrags im «Samstag», so schrieb Robert Walser wenige Wochen später über «Eine Theatervorstellung». Ich möchte Ihnen diesen Text ebenfalls vorlesen, weil aus ihm sowohl die Nähe als auch die Distanz Schaffners zu Walser erhellt.

Das Theater war vollbesetzt, man spielte Schillers Maria Stuart. Es war eine Volksvorstellung zu niedrigen Preisen. Der Vorhang ging in die Höhe, das Stück zeigte sich, die Personen traten auf: es waren überlebensgrosse Menschen, die da spielten. Der Hintergrund, bald Zimmer, bald Waldgegend, bald lieblicher, rauschender Park: es war ein ganz köstlicher, schimmernder, naturwahrer Hintergrund. Die Personen spielten auf diesem Hintergrund. Es war, wie wenn auf einer sanft-glitzernden Tapete Figuren sich

¹⁵Walser, Robert: Spruch. In: Der Samstag, Nr.7, 11. Februar 1905, S. 111

¹⁶Schaffner, Jakob: Schusterbriefe, 1. In: Der Samstag, Nr. 3, 14. Januar 1905, S. 47

lebendig bewegten. Es stach köstlich in die Augen. Der Zuschauerraum war schwarz, stinkig, rauchig, dunkel, düster, düfteschwanger. Dagegen die Bühne hell, hold, warm, blendend und voll glänzendspielendem Feuer. Dieses Feuer redete, es sprach die glühend schönen Verse Schillers. Man horchte nicht nur mit den kalten Ohren, nein, auch mit dem Mund. Der Mund ist etwas heisses im Vergleich zu Ohren. Die Rede blitzte, die Augen auf der Bühne sahen in die Augen im Zuschauer-Dunkelraum. Pagen, feinausstaffierte, wahrhaftig, spreizten die Beine. Die Pagen waren zu dick und zu gross im Verhältnis zu der Kleinheit des Theaters und des Ensembles. Sie störten, und das Traurige ist, sie gaben sich dazu noch extra Mühe, zu stören. Es waren Weiber. Mit Sehnsucht dachte man an schöne, stolze, schlanke, bescheidene Knaben. Noch nie, wie gestern, habe ich in einem Stück Pagen so sehr aus dem Hintergrund treten sehen. Das war zugleich schön und schade, zugleich merkwürdig und widrig. So war es, ja, die Parkszene war herrlich, wo die beiden Königinnen im Zorn aneinanderprallen. Königin Elisabeth war im grünen Jagdkleid das Herrlichste, was es geben konnte. Sie spielte auch vortrefflich. Maria hatte das Benehmen einer schlechten Dirne. Elisabeth, auch im Zorn, war lieb, Maria im Leidausbruch hässlich, falsch, verlogen, böse, unwahr und abscheulich. Es ist wahr, was ich sage. Damen gegenüber sollte man zierlicher reden, als es hier geschah, aber, die Redlichkeit will's so.¹⁷

Walsers Text ist eindeutig geistreicher, ironischer, weniger provinziell als Schaffners Prosastück, das der Gefahr des Pathos nicht ganz entgeht. Dennoch war Schaffner, dem es keineswegs an Talent fehlte, zu Lebzeiten ungleich berühmter und erfolgreicher als Walser. Walsers Ambitionen waren indes nicht gering. Zum Zeitpunkt des Erscheinens seines Texts im «Samstag» war er bereits in Berlin, oder auf dem Sprung dorthin.¹⁸ Sein Bruder Karl war drauf und dran, die Reichshauptstadt im Sturm zu erobern. Als Robert in Berlin ankam, schrieb er seiner Schwester Fanny: «Karl ist zum vollständigen Erfolgsmenschen herangewachsen.»¹⁹ In der Tat brachte Karl Walser seine Arbeit als Bühnen- und Kostümbildner grossen Ruhm ein. Es ist denn auch bestimmt kein Zufall, dass sich Robert Walser in seinem Text über «Eine Theatervorstellung» als erstes auf das Bühnenbild bezieht: «Der Hintergrund, bald Zimmer, bald Waldgegend, bald lieblicher, rauschender Park: es war ein ganz köstlicher, schimmernder, naturwahrer Hintergrund.» Einen solchen «naturwahren Hintergrund» hatte Karl Walser wenige Wochen zuvor für Max Reinhardts Inszenierung des «Sommernachtstraums» geschaffen und damit wesentlich dazu beigetragen, dass diese Theatergeschichte machte. Auf der Bühne war ein Wald aus echten Bäumen und Sträuchern aufgebaut und der Boden mit einem Wiesen- und Waldteppich belegt. Robert Walser wollte es nun seinem Bruder gleichtun und sich ebenfalls in Berlin durchsetzen. An Flora Ackeret schrieb er: «Ich werde bald viel schreiben, dass die Hesse und Companie sich fürchten sollen.»²⁰ Karl Walser war gerade mit dem Freskenzyklus «Leben eines Dichters» für die Villa von Hesses Verleger Samuel Fischer beschäftigt, verfügte also über die für die Pläne seines Bruders unerlässlichen «connections», wie man heute in Berlin sagen würde. Aber obschon Robert Walser mit Karl zum Essen bei Samuel Fischer eingeladen wurde, war es Bruno Cassirer, der schliesslich seinen ersten Roman verlegte. Die «Geschwister Tanner»

¹⁷Walser, Robert: Eine Theatervorstellung. In: Der Samstag, Nr. 14, 1. April 1905, S. 216.

¹⁸Ich beziehe mich im Folgenden auf: Echte, Bernhard: Karl und Robert Walser. Eine biographische Reportage. In: Die Brüder Karl und Robert Walser. Maler und Dichter. Hrsg. v. Bernhard Echte und Andreas Meier. Stäfa 1990, S. 150f.

¹⁹Walser, Robert: Briefe. Hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarbeit v. Robert Mächler. Frankfurt: Suhrkamp 1979, S. 38.

²⁰Walser, Robert: Briefe. Hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarbeit v. Robert Mächler. Frankfurt: Suhrkamp 1979, S. 40.

hätten nach Meinung von Cassirers Lektor Christian Morgenstern ein Bestseller wie Hesses «Peter Camenzind» werden sollen²¹, doch sie waren ein verlegerischer Flop. Im «Samstag» vom 1. Juli 1905 veröffentlichte Robert Walser einen fiktiven «Brief eines Mannes an einen Mann», der die Thematik und den Stil der «Geschwister Tanner» vorwegnimmt. Am Schluss dieses Briefes stehen, vom Rest des Textes abgesetzt, zwei Sätze, die sich wie ein Romananfang lesen:

Simon war ein zwanzigjähriger Mann. Er war arm, aber er tat nichts, seine Lage zu verbessern.²²

Diese zwei Sätze waren einem gewissen Hector G. Preconi Anlass zu einem Brief an einen Zeitgenossen, der mit folgenden Worten beginnt:

Mein verehrter Kollege Robert Walser hat Ihnen nach meiner Meinung einen schlechten Rat gegeben.²³

Walser hatte in seinem Brief eines Mannes an einen Mann eine moderne Art franziskanischer Genügsamkeit und Einfalt als Weltanschauung empfohlen, was Preconi sauer aufstiess. Preconi hatte offenbar auch kein Ohr für Walsers ironische Zwischentöne. Als Gegengift zu der ihm unsympathischen Simon Tannerschen Gesinnung nennt er Rudyard Kiplings Erzählungen, das literarische Evangelium viktorianischen Unternehmertums.

Denken Sie daran, ein guter Europäer zu sein, der zur Herrschaft der Welt auserkoren ist! Aber nicht das Wissen und die Philosophie ist die Macht, sondern nur der Besitz.

Sein Bekenntnis zum Kapitalismus als neuer Religion schliesst Preconi mit einem Nietzsche trivialisierenden Appell:

Freilich sollen Sie nicht ängstlich und betrübt sein, aber noch viel weniger stumpfsinnig warten, wenn Ihnen das unerbittliche Schicksal die harten Fäuste zeigt. Zeigen Sie ihm lieber die Ihrigen.

Die hier zum Ausdruck kommende kleinbürgerliche Möchtegern-Machtmenschen-Ideologie war leider von Anfang an bezeichnend für den «Samstag», der sich so alle Chancen vertat, eine ernstzunehmende Kulturzeitschrift zu werden.

Bei dem Namen Hector G. Preconi handelt es sich um das Pseudonym von Walther Weibel²⁴. Der spätere NZZ-Redaktor Weibel lebte damals in Berlin, wo er studierte und sich als Feuilletonist versuchte. 1901 hatte er, noch nicht zwanzigjährig, zusammen mit Robert Julius Hodel den Gedichtband «Junge Tannen» veröffentlicht. Vermutlich hielt er sich für einen Dichter und nannte deshalb Robert Walser seinen Kollegen. Den Kontakt zum «Samstag» verdankte er allerdings nicht seinem zweifelhaften Poetenstatus, sondern Carl Albrecht Bernoulli. Der Basler Bernoulli gehörte mit zu den vielen jungen Schweizern, die zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts das heimische Pflaster mit den Strassen Berlins vertauschten. Er war schriftstellerisch überaus produktiv; zu produktiv, ist man versucht zu sagen, denn

²¹Christian Morgenstern an Bruno Cassirer, 8.4.1906. Zitiert nach: Greven, Jochen: Robert Walser und Christian Morgenstern. Zur Entstehungsgeschichte von Walsers frühen Romanen. In: Text + Kritik, 12/12a: Robert Walser. München 1973, S. 43.

²²Walser, Robert: Brief eines Mannes an einen Mann. In: Der Samstag, Nr. 27, 1. Juli 1905, S. 390.

²³Preconi, Hector G.: Brief an einen Zeitgenossen. In: Der Samstag, Nr. 28, 8. Juli 1905, S. 398.

²⁴Vgl. Schweizerisches Zeitgenossen-Lexikon. Begr. u. red. von Hermann Aellen. Zweite Ausgabe. Bern, Leipzig 1932, S. 960

die Qualität seiner Werke lässt ziemlich zu wünschen übrig. Neben einer Unmenge von Dramen, Epen und Romanen verfasste er auch Essays und Feuilletonartikel. In der allerersten Nummer des «Samstag» veröffentlichte Bernoulli einen Hymnus auf die deutsche Hauptstadt:

Was ist denn nur an diesem Berlin? An diesem ungeheuern künstlich errichteten Steinbruch mitten in der kargen Streusandmark? Wo hinter dem Bretterzaun, an dem man bisher achtlos vorüber ging, mit einem Mal, wenn er nun weggerissen wird, neue Strassen, neue Quartiere dastehen, wie etwa in einer andern Stadt einzelne Häuser? – Dass da jährlich ein halbes hunderttausend Menschen aus allen Richtungen der Windrose einfach neu zuziehen? Darunter Intellektuelle und Künstler aus aller Herren Länder? Und unter diesen die Mehrzahl auf Geraatewohl ihrer Existenz, sicheren Entbehrungen und dem drohenden Schiffbruch zum Trotz? Welcher Lockung zu Liebe tun sie das? [...] Berlin ist die moderne Stadt par excellence geworden. Die Stadt der vollkommenen kühlen, mythenfreien Bewusstheit [...]. Die Pensionsdame hatte nicht so Unrecht, wenn sie ihren aus der Provinz zuziehenden Gästen vor allem die Weisung erteilte: "Wer ein gutes Herz hat, muss es sich in Berlin abgewöhnen." Es wird nicht allzuvielen Gelegenheiten geben, wo hier gutmütig und dumm noch zweierlei bedeuten; und man kann es wirklich keiner Mutter verdenken, wenn sie nur mit bangem Herzen ihren heranwachsenden Sohn in der Weltstadt die Universität beziehen lässt: die jungen Leute kommen mit empfänglichem, bewunderndem Herzen; sie glauben in ihrem aufrichtigen süddeutschen Gemüt ihrerseits etwas zu besitzen, was Wert hat; sie setzen die Wärme und Unmittelbarkeit ihrer Empfindungen selbstbewusst dem sachlich abwägenden norddeutschen Lebensverstande entgegen, und öfter als man denkt, muss nicht nur Lehrgeld bezahlt werden, was ja nie schadet, sondern es läuft überhaupt auf einen mehr oder weniger gelinden Bankerott hinaus. [...] die Schnoddrigkeit, der nichts heilig ist, als wohlangebrachtes Gegengift gegen gefühlvolle Ueberschwenglichkeiten – das ist Berlin, wie es leibt und lebt! Keine Höhenluft – bewahre! Nicht eine Spur von Einsamkeit und Erhabenheit, nur Flachland und Alltag und Gemeinsamkeit. Aber in der Niederung ein strömender Luftzug, von Westen oder Nordosten, je nachdem – erkältend vielleicht, aber erfrischend, lebenspendend [...].²⁵

Carl Albrecht Bernoulli holte sich in Berlin eher einen Schnupfen, als dass er von dem dort wehenden frischen Wind inspiriert worden wäre. Doch in der Heimat fanden seine literarischen Ambitionen eine gewisse Anerkennung, weshalb er sich 1904 gerne an der Gründung des «Samstag» beteiligte. Zeitweilig war er sogar Herausgeber, respektive verantwortlicher Redaktor dieses Wochenblattes. Bernoulli zog es schliesslich ganz zurück nach Basel, wo er es bis zum ausserordentlichen Professor für Kirchen- und Religionsgeschichte an der Universität brachte. Bernoullis Literaturverständnis war akademisch und rückwärtsgerichtet. Dies geht auch aus seiner Einschätzung von Schaffners Werk hervor, dessen Modernität er zugunsten traditioneller Aspekte verkannte. Ein Autor ganz nach seinem Geschmack hingegen war Hermann Hesse. Seine Begeisterung ging so weit, dass er ein Gedicht über ihn verbrach, anders kann man das nicht sagen, denn die Verse sind von einer dermassen abgrundtiefen Peinlichkeit, dass man jedem Berliner Kritiker Bernoullis sofort die Totalabsolution erteilt. Doch urteilen Sie selbst:

An Hermann Hesse (Nach dem Genuss der betreffenden «Sonntagsbeilagen»)

Du duftest rings von Einfachheit,
Ein immerblau bescheiden Veilchen –

²⁵ Bernoulli, Carl Albrecht: Berlin, in: Der Samstag, Nr. 1, 31. Dezember 1904, S. 9/10.

An der siebenundfünfzigsten Kinderzeit
Verträumst Du immer noch ein Weilchen.

Manierlich hast Du Welt und Kunst
Zu sanftem Lächeln eingeschwäbelt –
Rings brüllt der Sturm und stöhnt die Brunst,
Bei Dir wird minnerein geschnäbelt.

Du bringst gesunde Hausmannskost
Auf sauber ausgeriebnen Tellern –
Du weisst den brausenden Jugendmost
Appetitlich einzugottfriedkellern

Jedoch, pardon – Du bist nicht so,
Du bist kein Kind, kein nur naives,
Du hast auch etwas vom Rokoko
Oder gar etwas boccacesk Lascives.

Und wird Dir selber manchmal schwül
Vor Deiner halbmannbaren Keusche,
So rettet sich Dein Kraftgefühl
In einen Deiner Bauernräusche.
So viel Gemüt bei so viel Schneid
Ist keinem sonst von uns gelungen,
Aus blassem, gelbem Futterneid
Hab ich Dir dieses Lied gesungen.²⁶

Hermann Hesse hat für den «Samstag» lediglich einen Beitrag verfasst, dessen Erscheinen jedoch bereits in der ersten Nummer der Zeitschrift angekündigt wurde. Die Herausgeber erhofften sich von dem Namen des erfolgreichen Schriftstellers mit Recht einen Werbeeffect für ihr Blatt. Aus unerfindlichen Gründen wurde Hesses Erzählung «Grindelwald» aber erst in der zehnten Nummer des «Samstag» abgedruckt. Vielleicht war sie noch nicht fertig oder Hesse hat gezögert, sie in der neuen Zeitschrift zu veröffentlichen. Dass er es schliesslich doch tat, darf nicht als Zustimmung zu deren Kurs überbewertet werden, obschon dem jungen Hesse die antimodernistische, sich an Burckhardt orientierende Ausrichtung des «Samstag» prinzipiell nicht unsympathisch war. Formal und inhaltlich passte seine Erzählung gut ins Konzept des Blatts. Etwas boshaft ausgedrückt handelt es sich bei «Grindelwald», schon der Titel kündigt es an, um wenig mehr als Kurblattprosa. Die Geschichte handelt von einem schwindsüchtigen englischen Weltenbummler, der sich im winterlichen Grindelwald mit seinem Freund Hesse trifft, um ihm schliesslich sterbend sein Sportgerät zu vermachen:

Und als er zum letztenmal sprach, waren es die Worte: «Sie sind ein guter Kerl. Wenn Sie gern meinen Schlitten haben wollen und die Schlittschuhe als Andenken – –». Und als ich ihn beruhigen wollte, fuhr er fort: «Lassen Sie, Kamerad. Jetzt bin ich noch Herr Ogilvie und schenke Ihnen meinen Schlitten. Nachher werde ich ein Präteritum sein».²⁷

Dieser literarische Matsch erklärt sich einerseits daraus, dass Grindelwalds Strassen zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht gepflastert, geschweige denn asphaltiert waren. Da musste

²⁶Bernoulli, Carl Albrecht: An Hermann Hesse. In: Der Samstag, Nr. 1, 30. Oktober 1909, S. 2f.

²⁷Hesse, Hermann: Grindelwald. In: Der Samstag, Nr. 12, 18. März 1905, S. 191f.

selbst Hesse einen Stiefel voll ziehen. Andererseits war Hesse 1905 erst seit einem Jahr freischaffender Schriftsteller. Aus ökonomischen Gründen musste er daher wenigstens zum Teil den herrschenden Geschmack bedienen. «Grindelwald» gehört eindeutig in diese Kategorie.

«Der Samstag» war für Hesse nur eine Zeitschrift unter vielen, für die er Beiträge schrieb. «Grindelwald» sollte denn auch seine einzige Veröffentlichung in dem Basler Blatt bleiben. Wie gesagt, dürfte der «Samstag» jedoch zumindest anfänglich seine Sympathie gehabt haben. Folgende Sätze aus dem Geleitwort der Redaktion, das die erste Nummer der Zeitschrift eröffnete, hätte er damals durchaus unterschreiben können:

So gerne sein Blick in alle geographischen und geistigen Fernen hinausschweift, so will der «Samstag» doch auch heimische Art und Wohlfahrt nicht übersehen. Sein Baslertum wird der »Samstag« keinen Augenblick verleugnen und für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft seiner Vaterstadt lebendiges Verständnis zeigen. Er wird dem alten Basel anhängen, das sich wie nur wenige europäische Hauptstädte eine eigene Kultur zu schaffen gewusst hat, und das Kunststück fertig brachte, echte Frömmigkeit mit feinem Weltsinn und Geschäftsklugheit zu vereinigen. Was von Eigenem und Eigenartigem in diesem alten Boden liegt, das will er sorgsam heben und nach Kräften mehren helfen.²⁸

Der «Samstag» vertrat von Anfang an einen antimodernistischen Struktur- und Wertekonservativismus und bekämpfte die in seinen Augen dekadente grossstädtische Zivilisation. Seine Liebe galt dem Kopfsteinpflaster, nicht dem Asphalt. Literarisch lag die Zeitschrift weitgehend auf der Linie Friedrich Lienhards und seines Schlachtrufs «Weg von Berlin!».

«Der Samstag» erschien mehr oder weniger regelmässig vom 31. Dezember 1904 bis zum 13. Juli 1913. Das Blatt kam zuerst wöchentlich, später zweimal im Monat heraus. Als Herausgeber respektive verantwortliche Redaktoren zeichneten abwechselnd Paul Schmitz, Albert Graeter und Carl Albrecht Bernoulli. Vor allem der Erstgenannte drückte der Zeitschrift seinen Stempel auf. Paul Schmitz ist besser bekannt unter seinem Pseudonym Dominik Müller. Paul Schmitz kam an der Eisengasse, der ersten asphaltierten Strasse Basels zur Welt. Hermann Hesse wird auf dem Weg zum «Helm» am Fischmarkt oft an seinem Geburtshaus vorbeigekommen sein. Schmitz stammte aus einer kleinbürgerlichen Uhrmacherfamilie. Seine Herkunft prägte sein Denken zeitlebens, obschon er dank seines Philologiestudiums an der Universität Zürich den sozialen Aufstieg schaffte. Paul Schmitz schloss sein Studium mit einer Dissertation über Heinrich Heine ab und arbeitete dann als Schriftsteller und Journalist. Mit der Mundartlyrik fand er Anfang des Jahrhunderts eine damals unbesetzte Nische, die es ihm ermöglichte, sich vorübergehend als Basler Stadtpoet zu etablieren. Seine Versuche, sich als Dramatiker und Prosaautor ebenfalls durchzusetzen, müssen jedoch als gescheitert betrachtet werden. Aus diesem Scheitern erklärt sich vielleicht der Niedergang des «Samstag». Fest steht, dass Schmitz versucht hat, seine persönliche Verbitterung ins Weltanschauliche zu transponieren. Weil ihm ausserhalb Basels der literarische Erfolg versagt blieb, wandte er sich umso gehässiger gegen in seinen Augen privilegierte Bevölkerungsgruppen. Während sein Spott gegenüber dem «Daig», dem Basler Patriziat, sich auf dem Niveau vergleichsweise harmloser Fasnachtsscherze bewegte, sprengte sein Judenhass jedes Mass.²⁹ Schmitz war mit seinem Antisemitismus in Basel nicht

²⁸ Geleitwort. In: Der Samstag, Nr. 1, 31. Dezember 1904, S. 1

²⁹Vgl. Debrunner, Albert M.: «Der Samstag» – eine antisemitische Kulturzeitschrift des Fin de siècle. In: Aram Mattioli (Hrsg.): Antisemitismus in der Schweiz 1848–1960. - Zürich: Orell Füssli 1998, S. 305–324

allein. Er konnte sich dabei sogar mit Recht auf Jakob Burckhardt beziehen.³⁰ Die antimodernistische Judenfeindschaft des «Samstag» brachte das Blatt bald in Verruf und liess sein Niveau immer tiefer absinken. Viele Schriftsteller, die der Zeitschrift zunächst wohlwollend gegenüber gestanden waren, gingen auf Distanz. Hesse und Walser stahlen sich gewissermassen davon, Schaffner hingegen überwarf sich offen mit der Redaktion.³¹ Mit den Genannten verlor der «Samstag» seine besten Autoren und Basel die Chance, zu Beginn des 20. Jahrhunderts doch noch Literaturstadt zu werden. Josef Victor Widmann, der Entdecker Robert Walsers, sollte recht behalten mit seinem Bonmot, «Basilea poetica», das sei eine «contradictio in adjecto», ein Widerspruch in sich selbst.

Weg von Basel also und hin zu Berlin, werden sich Paul Schmitz alias Dominik Müller und Carl Albrecht Bernoulli schliesslich gesagt haben. Jedenfalls hatten sie dreissig Jahre später doch noch ein wenig Erfolg in der Reichshauptstadt. Mittlerweile galten ihre Sympathien weniger der Heimat als der Nachtseite der Moderne. Das Dröhnen der Stiefel auf dem Asphalt der Metropole schien ihnen zukunftsverheissender als das fasnächtliche Trommeln in den alten Gassen Basels. Hierin stimmten sie mit Jakob Schaffner überein, der in der Weimarer Republik Karriere machte, sich dann aber auf die Seite der neuen Machthaber schlug. Über Carl Albrecht Bernoullis Roman «Ull. Der zu frühe Führer» von 1931 schrieb der den Nationalsozialisten nahe stehende Germanist Joseph Nadler anerkennend: «Das Buch bezeichnet die deutsche Richtung des Basler Romans von heute.» Und im Zusammenhang mit Paul Schmitz alias Dominik Müller äusserte er am selben Ort: «[...] Basel heisst im Sinn seiner unzerbrechlichen Rheinbrücke vielleicht nicht ganz geistiges Einverständnis, aber seelisches Einvernehmen mit Deutschland.»³² 1932 waren dies prophetische Worte, denn Schmitz veröffentlichte erst 1935 und 1939 die Gedichtbändchen «Vor Torschluss» und «Zwischen den Mächten», in denen er sich für den Nationalsozialismus aussprach. Die Basler Regierung strich ihm daraufhin die bisher gewährte finanzielle Unterstützung. Sein Freund Carl Albrecht Bernoulli war zwei Jahre zuvor verstorben und wurde deshalb nicht in den Skandal mit hinein gezogen. Paul Schmitz ging ins Exil nach Uerikon am Zürichsee. Dort wusste man nichts von dichtenden Baslern. Von der Fasnacht und der Chemie indes hatte vielleicht der eine oder andere schon gehört.

Ich danke Ihnen.

³⁰Vgl. ders.: Eine verdrängte Seite. Die antisemitischen Äusserungen Jacob Burckhardts. In: Israelitisches Wochenblatt, Nr. 8, Zürich, 98. Jahrgang, 20. Februar 1998, S. 6/7.

³¹Vgl. Ein Vorschlag, in: Der Samstag, Nr. 7, 11. März 1911, S. 56.

³²Nadler, Josef: Literaturgeschichte der deutschen Schweiz. - Leipzig; Zürich 1932, S. 489.